

Citation style

Steiner, Stephan: review of: Ulrich Friedrich Opfermann, „Sey kein Ziegeuner, sondern kayserlicher Cornet“. Sinti im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung anhand archivalischer Quellen, Berlin: Metropol, 2007, in: Frühneuzeit-Info, 24 (2013), p. 98-99, DOI: 10.15463/rec.1189724126

First published: Frühneuzeit-Info, 24 (2013)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Buchrezensionen

Ulrich Friedrich Opfermann: „Sey kein Ziegeuner, sondern kayserlicher Cornet“. Sinti im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung anhand archivalischer Quellen (= Dokumente – Texte – Archivalien; 65), Berlin: Metropol 2007, 464 S., ISBN-13: 9783938690413

Vera Kallenberg: Von „liederlichen Land-Läuffern“ zum „asiatischen Volk“. Die Repräsentation der ‚Zigeuner‘ in deutschsprachigen Lexika und Enzyklopädien zwischen 1700 und 1850. Eine wissenschaftliche Untersuchung (= Zivilisationen & Geschichte; 5), Frankfurt a. M.: Peter Lang 2010, 161 S., ISBN 978-3-631-59260-1

Norbert Mappes-Niediek: Arme Roma, böse Zigeuner. Was an den Vorurteilen über die Zuwanderer stimmt. Berlin: Ch. Links Verlag 2012, 208 S., ISBN 978-3-86153-684-0

Betrachtet man die etlichen Jahrhunderte mehr oder weniger gelehrter Wissensproduktion über Roma, die seit Jakob Thomasius' *Curiösem Tractat* von 1652 in (vor allem europäischen) Schreibstuben produziert wurde, fällt zuallererst auf, wie wenig tatsächlich erforscht oder erfahren und wie viel stattdessen voneinander abgeschrieben oder erfunden wurde. Und diese Beobachtung gilt keineswegs nur für die Vorgeschichte oder die Jugendjahre einer „Zigeunerforschung“, Romistik, Tsiganologie oder wie immer man dieses Fach auch sonst zu bezeichnen suchte, sondern durchaus auch für so manche neuere und neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiet. Für historische Abrisse in soziologischen, politologischen oder ethnographischen Abhandlungen etwa werden da immer noch gerne „Fakten“ aus Grellmanns Standardwerk von 1783 bemüht, in der fälschlichen Annahme, dass Zeitgenossenschaft auch schon für Authentizität bürgt. Aber selbst in genuin historiographischen Werken zur Frühen Neuzeit wird der oft eklatante Mangel an quellenbasierter Forschung durch ein Repertoire an verfestigten Behauptungen (etwa über eine konstante und ausschließliche Verfolgungssituation der Roma) mehr als einmal unrühmlich ausgeglichen. Gänzlich anders verhält es sich mit einer Studie von Ulrich Friedrich Opfermann, die den Wissensstand über Sinti im 17. und 18. Jahrhundert entschieden erweitert und erheblich verändert. Sie basiert auf akribischer Quellenrecherche, der sich der Autor vor allem für den hessischen und nordrhein-westfälischen Raum unterzogen hat (damit liefert er ein wichtiges Pendant zu Thomas Frickes *Zigeuner im Zeitalter des Absolutismus* von 1996, das für Süddeutschland

grundlegend wurde). Herausgekommen ist eine immer wieder überraschende Arbeit, die weder vor der Beantwortung von wichtigen Detailfragen noch vor der Formulierung umfassender Hypothesen zurückschreckt. Erstere beinhaltet die Klärung von elementaren Lebenszusammenhängen (Einbindung in religiöse Strukturen der Mehrheitsbevölkerung, Arbeitssituation, Delinquenz, Verhältnis zu anderen Randgruppen etc.), letztere sollten für etlichen Zündstoff sorgen, wenn es darum geht, ein korrekteres historisches Gesamtbild zu rekonstruieren, das Sinti nicht ausschließlich in einer Opferrolle zeigt.

Hinter dem lapidaren Schlusswort des Autors, wonach Sinti „unter sehr ungünstigen Voraussetzungen ins 19. Jahrhundert“ gegangen seien, steht eine Fülle von verstörenden und bis heute nicht in die allgemeine gesellschaftliche Debatte vorgedrungenen Wahrnehmungen: So ist es etwa mittlerweile in der Spezialforschung klar und hier neuerlich belegt, dass Sinti am Dreißigjährigen Krieg in durchaus respektablem Positionen teilnahmen und dass erst der Wandel zu stehenden Heeren den vollständigen Ausschluss aus dem Erwerbszweig des Soldaten und damit einen Weg in die gesellschaftliche Isolation besiegelte – ein Faktum, das dem Bild von „seit jeher“ devianten oder an den Rand gedrängten „Zigeunern“ entschieden widerspricht. Vollkommen aus der Erinnerung getilgt wurden etwa auch Sinti in Polizeifunktionen, die, in krassem Gegensatz zu den in den zeitgenössischen Medien so verheerend überbewerteten „Zigeunerbanden“, von der Historiographie fast immer übergangen werden. Ähnlich ignorant wurde auch die bisweilen durchaus brutale, bewaffnete Gegenwehr von Roma gegen die Vernichtungspolitik des 18. Jahrhunderts systematisch entkontextualisiert und bis in die Nachkriegszeit hinein in eine Art „wesenhafte“ Neigung zum Gewaltexzess umgedeutet. Was uns die Lektüre von Opfermanns Text dahingegen vor Augen führt, ist ein Bild von Sinti, in dem diese nicht nur als Objekte von Ausrottungs- bzw. Pädagogisierungsphantasien der Mehrheitsbevölkerung auftauchen, sondern ihren Subjektstatus (manchmal bis zur vollkommenen Verzweiflung) zu verteidigen versuchen. Indem Opfermann die zeitgenössisch schlechten Standards des Untertanenlebens in Erinnerung ruft, gelingt es ihm, die vermeintlich spezielle Armut der Sinti als allgemeine Armut der Unterschichten begreifbar zu machen. Gerade diese Konvergenz öffnete immer wieder über die gesellschaftlich verordneten Grenzen hinweg das Feld für solidarisches Verhalten. Zweifelsohne stand die Sozialordnung der Frühen Neuzeit den Sinti zumeist feindlich gegenüber, eine eindimensionale Geschichte von

Außenseitertum und Verfolgung konstituierte sich daraus aber dennoch nicht. Ausgerechnet aus der obrigkeitlichen Aktenproduktion blüht immer von neuem eine verschüttete Tradition des Einverständnisses von mehrheitsgesellschaftlichen Unterschichten (und manchmal selbst des Adels) und Sinti hervor. Besonders deutlich wird eine eingespielte, gegenseitige Akzeptanz immer dort, wo Untertanen wieder und wieder in Mandaten darauf eingeschworen werden mussten, keine „Zigeuner“ bei sich unterkommen zu lassen, zu verköstigen oder als Handelspartner zu akzeptieren; zu sehr mangelte es offensichtlich immer wieder am Willen zur Vollziehung dieser staatlichen Vorgaben.

Während Opfermanns Studie zu verblüffenden neuen Einsichten kommt, sind die Ergebnisse der Untersuchung von Vera Kallenberg bescheidener. Die Konzeption und die Wandlungen des Stichworts „Zigeuner“ werden anhand von Lexika und Enzyklopädien aus dem Zeitraum zwischen 1700 und 1850 rekonstruiert und als ein dreifaches Phänomen von Wissenszusammenfassung, Wissensetablierung und Wissensgenerierung gedeutet. „Repräsentation“, „Konstruktion“, „Etikettierung“, „Differenz“, „Diskurs“ sind die erwartbaren analytischen Kategorien, um den von der Autorin diagnostizierten fundamentalen Wandel des „Zigeuner“-Begriffs um 1780 zu erklären. In diesen Zeitraum fiel die unfreiwillige „Volkwerdung“ dieser vorher vor allem im Rahmen von vazierender Armut betrachteten Minderheit. Dunklere Hautfarbe, Ursprung in Indien oder gemeinsame Sprache wurden nun – selbst wenn faktische Befunde einem oder mehreren dieser Kriterien widersprachen – zu den konstituierenden Merkmalen dieses als „fremd“ gedeuteten Ethnos. Als fixe Idee gesellte sich zu diesen Kriterien noch die ausgiebige Befassung mit „Charakter“ und „Sitten“ sowie dem vermeintlichen oder tatsächlichen Nomadismus dieser Gruppe, die wahlweise Empörung über die Unveränderbarkeit „unzivilisierter“ Lebens- und Denkformen oder aber der Ruf nach einer „bürgerlichen Besserung“ in Form von totaler Assimilation.

Eben weil Lexikonwissen auf bereits zuvor Gedrucktes zurückgreift und gleichzeitig selbst wieder in neu zu Publizierendes diffundiert, ist aus der Analyse desselben nur wenig Unbekanntes zu erwarten. Was Kallenbergs Arbeit aber trotzdem interessant macht, ist ihre breite Anlage, die über den in der Frühneuzeitforschung (wohl auch wegen seiner leichten Zugänglichkeit über das Internet) bereits ad nauseam herangezogenen Zedler weit hinausgeht und mehr als 20 weitere enzyklopädische Werke konsultiert. Die dadurch ermöglichte „genealogische“ Schau auf bestimmte Textelemente, die zu bestimmten Zeitpunkten in die Beiträge „einwandern“ und dann durch Traditionsbildung (man könnte es natürlich auch simpel Abschreiben nennen) zum Paradigma erstarren, sagt oft weniger über die besprochene Minderheit als vielmehr über die Ängste, Phantasmen und Vernichtungswünsche der Mehrheitsbevölkerung aus. In dieser Hinsicht erweisen sich besonders Hübners *Zeitungsglossar* für das 18. und der Brockhaus für das 19. Jahrhundert als

Leitmedien der (im Sinne von Karl Marx) „konzeptiven Ideologen“ einer „Zigeuner-Frage“.

In die Gegenwart führt uns Norbert Mappes-Niedieks Streitschrift, die eingangs vielleicht durch ihren allzu abgeklärten Tonfall verstören mag, sich aber im Zuge der Lektüre als ausgesprochen luzide erweist, indem sie die Erfahrungen von Roma nicht wie allorten üblich auf Elend, Diskriminierung und Verfolgung reduziert und selbst dort, wo letztere tatsächlich vorherrschen, keine simple Entscheidung über Selbst- oder Fremdverschulden trifft. Differenzierung ist angesagt, und es ist ein Vergnügen diesem Plan von Argument zu Argument, von Beispiel zu Beispiel zu folgen. Kernthese des Autors: Dort, wo Roma als „Problem“ wahrgenommen werden, steckt dieses nicht in irgendeiner ethnisch vorgegebenen oder historisch erworbenen „Eigenart“ dieser Menschen, sondern im strukturellen Problem der Armut, in die sie hineingezwungen werden und in der sie sich (meist notgedrungen) einrichten. Sie ist es, die für eine Mentalität aus Vorsorge- und Lebensplanungsverweigerung verantwortlich ist: Wo für die Zukunft nicht das geringste zu erwarten steht, reduziert sich die eigene Lebensperspektive auf eine endlose Gegenwart, in der – vom permanenten Mangel diktiert – schnell und ohne besondere Erwartungen und Ambitionen gehandelt wird.

Wichtig ist auch Mappes-Niedieks Erinnerung daran, wie sehr das Szenario einer massiven Ausgrenzung, wie man es etwa derzeit in Ungarn oder der Slowakei beobachten kann, historisch schon vielerorts als beinahe überwunden gelten konnte. Die sozialistischen Gesellschaften des Warschauer Paktes, aber auch und vor allen Dingen Jugoslawiens Nationalitätenpolitik förderten nämlich eine zentrale Inklusionsbedingung für Roma, die dann ausgerechnet nach 1989 vollkommen aufgekündigt wurde: den Zugang zum Arbeitsmarkt. Man kann natürlich darüber diskutieren, wie qualifiziert die damals für Roma erreichbaren gesellschaftlichen Positionen waren, jedoch ihr bloßes Vorhandensein war, verglichen mit heute, schon ein deutliches Signum eines Fortschritts, der nun weitgehend verspielt scheint.

Als Journalist, der lange über den Balkanraum berichtet hat, kennt Mappes-Niediek viele der geschilderten Szenarien aus eigener Anschauung und über weniger vertraute hat er sich bei Expertinnen und Experten eingehend kundig gemacht. Die Fülle an daraus erwachsenen Informationen hat er in gut lesbaren Kapiteln gebündelt, die zudem kaum einer heiklen Frage (Sind Roma überproportional delinquent? Gibt es ausreichend legitimierte Gruppensprecher? Profitieren NGOs von einer Art Roma-Business? usw.) aus dem Weg gehen.

Stephan Steiner (Wien)